

Dieter Arendt

Die Fabel vom Löwen im Wandel der Jahrtausende

Oder „Es ist die Zeit der Könige nicht mehr“

Die hebräische und hellenistische Antike pflegt in ihrer religiösen und profanen Literatur mit schuldigem Respekt das Bild des Löwen. Der Prophet Hosea scheut den Vergleich nicht, daß Gott der Herr wie ein Löwe brüllt (11, 10); und ähnlich beruft sich der Prophet Amos (3, 8) auf Gottes Löwen-Kraft, wenn er seinen Spruch rechtfertigt: „Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? / Der Herr redet, wer sollte nicht weissagen?“ Im Alten wie im Neuen Testament adelt sich der Glaube der Gottes-Kinder an den Gottes-Sohn durch das ehrwürdige Bild des Löwen-Vaters: Ein Löwe ist Juda (Gen 49, 9) und aus seiner Wurzel wird der Sohn Davids hervorgehen (Offb 5, 5). Aber auch der Gegen-Gott, der Teufel, schreckt mit der Stimme des brüllenden Löwen; allbekannt ist das neutestamentliche Wort: „Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge“ (1 Petr 5, 8).

Im Bild des Löwen also manifestiert sich die Allmacht als widersprüchliche Einheit majestätischer Hoheit und drohender Gewalt, als Numinosum und Tremendum, und die Verehrung seiner Kraft wird begleitet von Furcht und Zittern.

Der Löwe – ein Bild des Numinosum und Tremendum

Seit der sagenumwobene griechische Sklave *Äsop* vor fast dreitausend Jahren mit seinen Fabeln den Grundstock lieferte für die abendländische Fabel-Dichtung, kennen wir neben dem Bild vom brüllenden Löwen auch die Geschichte vom sterbenden Herrn der Tiere. Seit man sie im Schullesebuch zum ersten Mal las, begegnet man dem Löwen der Fabel nach wie vor mit gebührender Achtung, wenn auch mit Furcht und Zittern, aber man verübelt anderen Tieren die präventiöse Anmaßung seiner Kraft und die rächende Unbotmäßigkeit gegenüber seiner Schwäche – nicht zuletzt seinem unwürdigsten Untertan: dem Esel.

Äsops berühmte Fabel vom Esel im Löwenfell spielt in Kyme, in einer seit seiner Zeit an der italienischen Westküste bestehenden griechischen Niederlassung, wohin seine in gleicher Sprache erzählten Geschichten durch Handelsleute

und reisende Priester auf direktem Weg gelangt sein mögen; wir erinnern uns, die Fabel schon als Kind gehört zu haben:

„In Kyme hüllte sich ein Esel in eine Löwenhaut und begann die Rolle des Löwen zu spielen. Er brüllte die Leute von Kyme, die von Löwen nichts wußten, fürchterlich an, so daß sie auf den Tod erschranken. Aber da kam ein Fremder, der mit Löwen Bescheid wußte. Der verprügelte den Unhold gründlich und zeigte den Kymäern, daß es eben nur ein Esel war.“¹

Auch Äsops Fabel vom sterbenden Löwen und vom Eselstritt ist uns gleichfalls seit der Kindheit oder besser: seit der Schulzeit bekannt. Phädrus, der in der römischen Rhetorik geschulte Freigelassene der Augusteischen Zeit, hat fünfhundert Jahre nach Äsop die Fabel in lateinische Trimeter gekleidet und ihr gleichsam als Spruchband eine unaufdringliche Moral auf die Stirn geklebt; aber trotz dieser poetisch befremdlichen Verkleidung erkennen wir sie wieder als unsere vertraute Bekannte aus dem Schullesebuch:

„Wer seiner früheren Herrschermacht verlustig ging, ist
auch der Schlechten Spielball nun, nachdem er fiel.
In seinen letzten Zügen lag der Löwe da
vom hohen Alter seiner früheren Kraft beraubt.
Da kam der Eber mit dem blanken Hauerpaar
und rächte altes Unrecht jetzt mit einem Stoß.
Der Stier durchbohrte ebenso mit grimmem Horn
den Leib des Feindes. Wie der Esel sah, daß man
straflos den Leu mißhandeln kann, zerstiess er ihm
mit seinem Huf die Stirne. Sterbend sprach der Leu:
Mich schmerzte tief der tapfern Kämpen schnödes Tun,
doch daß von dir, du Schandfleck der Natur, ich dies
ertragen muß, heißt doppelt sterben in der Tat.“²

Die Fabel-Dichter also erklären den Löwen zum unumschränkten König der Tiere; er ist es aufgrund seiner natürlichen Stärke. Dichtende Phantasie also projiziert damit natürliche Erfahrungen in die gesellschaftliche Struktur und rechtfertigt gesellschaftliche Struktur mit natürlicher Erfahrung. Die fabulierende Rechtfertigung aber ist bei allem schuldigen Respekt doch nicht ohne zurückhaltende Furcht und verhaltenen Zorn.

Ein aus lateinischen Schulbüchern bekanntes und wegen seiner Kürze im Gedächtnis haftendes Sprichwort sagt: Ex ungue leonem – an der Klaue erkennt man den Löwen³. Mit deutlicheren Worten: Des Löwen Klaue bzw. Tatze zu sehen genügt, um zu wissen, was sie vermag; und daß die Tatze nicht nur ein Symbol, sondern das Instrument seiner Macht ist, weiß man in der Welt der Tiere und Menschen. Aber nicht nur die Tatze ist zu fürchten, viel mehr sind es seine räuberischen Reißer, die keine Schonung kennen mit dem erjagten Wild.

Auch ein altersschwacher und kranker Löwe ist immer noch gefährlich, und das einfältige Mitleid büßt seine Einfalt schwer beim Krankenbesuch in seiner Höhle. *Babrius* erzählt im zweiten Jahrhundert nach Christus in griechischen

Choliamben die Geschichte vom alten Löwen, der sehr wohl weiß, warum er die Tiere in seine Höhle beordert. Aus dem lateinischen Schulbuch kennen wir das kurze Sprichwort: *Vestigia terrent* – die Spuren schrecken ab. Frage: Welche Spuren? Die wohlbekannte Fabel gibt Antwort:

„Der Löwe, den das Greisenalter schlaff machte,
so daß zum Jagen nunmehr ihm die Kraft fehlte,
lag wie ein Kranker in der tiefen Felsgrotte . . .
Ein jeder eilte, daß er ihm Besuch mache,
und einzeln, wie sie kamen, fraß der Leu sie,
so daß es trotz des Alters ihm recht gut ging.
Am Eingang aber blieb der schlaue Fuchs stehn,
der ihn durchschaute und begann: ‚Wie geht’s dir,
o König?‘ ‚Sei willkommen, du mein Liebling,
vor allen Tieren!‘ sprach der, ‚tritt herein doch!
Was stehst du ferne? Komm, mit klugem Scherzwort
mich aufzuheitern, Süßer, da der Tod naht.‘
‚O mögest du genesen! Doch verzeih mir,
wenn ich verschwinde‘, sprach der Fuchs, ‚mich hält fern
die große Menge mannigfacher Tierspuren.
O zeige mir doch eine, die heraus führt!‘“⁴

Horaz hat in seinen „*Epistolae*“ den griechischen Satz des Fuchses ins Lateinische übertragen⁵ und aus diesem Satz entwickelte sich die fuchsische Zurückhaltung zum geflügelten Wort: *Vestigia terrent*!

Luther hat die Äsopische Fabel von der gemeinsamen Jagd mit dem Löwen durch eine angehängte Moral auf eine Formel gebracht, die vielsagend genug ist für seine christliche Taktik gegenüber den großen Herren seines aufrührerischen Jahrhunderts:

„Es gesellten sich ein Rind, Ziege und Schaf zum Löwen und zogen miteinander auf die Jagd in einen Forst. Da sie nun einen Hirsch gefangen und in vier gleiche Teile geteilt hatten, sprach der Löwe: Ihr wißt, daß ein Teil mein ist als euer Geselle, der andere gebührt mir als einem König unter den Tieren, den dritten will ich haben deshalb, weil ich stärker bin und mehr gelaufen und gearbeitet habe als ihr alle drei. Wer aber den vierten haben will, der muß ihn mir mit Gewalt nehmen. Also mußten die drei für ihre Mühe das Nachsehen und den Schaden zum Lohn haben.

Lehre: Fahre nicht hoch, halt dich zu deinesgleichen. *Dulcis inexpertis cultura potentis amici.* Es ist mit Herren nicht gut Kirschen essen, sie werfen mit Stielen.“⁶

Die Societas Leonina – der Löwen-Anteil

Die Fabel lehrt nicht nur, daß die Würde der natürlichen Kraft insofern versucherisch ist, als sie die Schwachen zu entwürdigen geneigt ist, sie lehrt ferner, wo das in unserer Sprache geläufige Bild-Wort vom Löwen-Anteil seinen Ursprung hat: Kraft der Natur. Aus Äsopischer Überlieferung stammt das

Bild und schon in der Antike ist es nicht nur bekannt, sondern geläufig in der Begriffs-Sprache des Rechts: eine „societas leonina“, das heißt, einen „Vertrag nach dem Willen des Löwen“, nannte man eine solche Vereinbarung, die der Löwe diktirte.

Wenn der Löwe kraft der Natur Privilegien beansprucht, ist ihm gewiß schwerlich zu widersprechen, aber seine Forderung im Namen des christlichen Gebots abzusegnen, dürfte Zweifel wecken an der Rechtmäßigkeit der Dogmatik; aber solch ein Gebot erklärt sich leicht aus der Zeit der Glaubenskämpfe, da sich der rechte Glaube bewähren und rechtfertigen muß durch die Predigt von Ruhe und Ordnung. Luthers Glaube aber in die von Gott beordneten Herren ist übrigens nicht ohne geistlichen Vorbehalt: Der Reformator, der seine Herren nicht selten um ihren Schutz anging, sprach ebenso häufig mit einem ironischen Unterton von den „großen Hansen“, deren zugestandene Würde schon unter den Menschen zu wünschen übrig läßt, geschweige denn vor Gott.

Als der Halberstädter Domsekretär *Johann Ludwig Gleim* 1756 seine Fabeln herausbrachte, stand das Zeitalter europäischer Könige und Kaiser in Blüte: In Versailles war der Sonnenkönig Ludwig XIV. zwar schon 1715 gestorben, aber sein Nachfolger Ludwig XV. wärmte sich noch lange in seinem Glanz. Überall in den Hauptstädten Europas thronten Monarchen: in London regierten die englischen Könige Georg II. und Georg III. das junge Empire, in Madrid residierte der Bourbonne Karl III. als spanischer König, in Stockholm herrschte König Adolf Friedrich über Schweden, in Kopenhagen König Friedrich V. über Dänemark und Norwegen; in Wien residierte Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich, Königin von Ungarn und Böhmen und deutsche Kaiserin, in Petersburg thronten als Herrscher aller Reußen die Zarin Elisabeth und Zar Peter III., dem die Zarin Katharina die Große nachfolgte, und in Potsdam-Sanssouci regierte der Philosoph auf dem Thron: der preußische König Friedrich II., in dessen Diensten der junge Anakreontiker Gleim als Geheimschreiber den Zweiten Schlesischen Krieg mitgemacht hatte und zu dessen Ehren und Verherrlichung er wenig später im Siebenjährigen Krieg seine „Preußischen Kriegslieder eines Grenadiers“ veröffentlichte.

In Gleims Fabel-Buch tritt selbstverständlich auch der Löwe auf und es verwundert nicht, daß seiner königlichen Würde kein unbotmäßiger Schimpf widerfährt; hoheitsvoll beschämt er sogar den schlaunen Fuchs.

„Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende.

Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wüßt er nicht; Dein Heldenmuth
Sey zweifelhaft; auch gäbst du keine Proben

von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würdestest ohn Unterscheid;
Er könne dich nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: Fuchs, er spreche, was er will;
Denn, was von mir ein Esel spricht,
Das acht ich nicht!“⁷

Gleims anakreontisch verspielte Verse spiegeln mit ihrem tänzelnden Schritt die gepuderte Welt des Rokoko; die Szene spielt gemäß seiner Vorstellung wohl in Sanssouci, aber sie paßt auch ebenso gut an den Hof eines gernegroßen Miniatur-Fürsten, dessen Hoheit sich dekuviert als der kompensatorische Stolz eines durchlauchtigsten Herrn, der, vom Turmgiebel seines Schlosses sein Ländchen überschauend und gereizt durch seinen fuchsischen Privatsekretär, mit souveräner Verachtung sich hinwegspielt über seine Untertanen: „Denn, was von mir ein Esel spricht, / Das acht ich nicht!“

Gotthold Ephraim Lessing aber, der einige Jahre später in Berlin gleichfalls in der Nähe König Friedrichs II. lebt, wird dessen distanzierter Bewunderer, vor allem deshalb, weil der König einen Philosophen wie Voltaire mit seiner Gunst beehrt und an den Hof von Sanssouci lädt; Lessings Bewunderung für den Philosophen-König aber erfährt eine schmerzhaft ernüchternde, als der Herr von Sanssouci den hofierten Denker aus Frankreich recht unrühmlich aus seiner königlichen Gnade entläßt. Lessing hat nun die Königs-Philosophie durchschaut und er weiß, daß ein König, aus politischem Kalkül auf seinen Vorteil bedacht, sich ebenso bereitwillig mit dem großen Denker seiner Zeit befreundet, wie er zugleich mit dem dümmsten Esel paktiert.

Lessing, für den die Kraft der Fabel auf der „Lehre von der anschauenden Erkenntnis“ beruht, mag möglicherweise durch diese Lektion über die königliche Gnade angereizt worden sein zur Fassung seiner Fabel mit dem anzüglichen Titel „Der Löwe mit dem Esel“:

„Als der Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Tiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? – Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen. – So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.“⁸

Lessing sichert das rechte Verständnis durch das moral-didaktische Fabula docet: Des Löwen joviale Gunst ist bezeichnend für die zweifelhafte Gnade der „Großen“, der Fürsten und Könige; ihre freundliche Herablassung zu einem der Untertanen geschieht zum Zweck der Jagd auf andere Untertanen, und der Zweck heiligt die Mittel bzw. die Mittelspersonen – und sei es auch ein Esel.

Gefährlich ist's den Leu zu wecken

Lessing spricht eine mutige Sprache, in der Tat. Aber wenig später wagt *Christian Friedrich Daniel Schubart* es sogar trotz seiner ihn zermürbenden Festungshaft auf dem Hohen Asberg, des Fürsten zweifelhafte Großmut in einem ätzend satirischen Bilde darzustellen; die Fabel trägt bereits den ironischen Titel: „Der gnädige Löwe“.

„Der Tiere schrecklichsten Despoten
Kam unter Knochenhügel hingewürgter Toten
Ein Trieb zur Großmut plötzlich an.
Komm, sprach der gnädige Tyrann
Zu allen Tieren, die in Scharen
Vor seiner Majestät voll Angst versammelt waren;
Komm her, beglückter Untertan,
Nimm dieses Beispiel hier von meiner Gnade an!
Seht, diese Knochen schenk ich euch! –
Dir, rief der Tiere sklavisches Reich,
Ist kein Monarch an Gnade gleich! –
Und nur ein Fuchs, der nie den Ränken
der Schüler Machiavells geglaubt,
Brummt in den Bart: Hm, was man uns geraubt
Und bis aufs Bein verzehrt, ist leichtlich zu verschenken!“⁹

Der Löwe als „der Tiere schrecklichster Despot“ – das ist ein neuer Ton! Oder: Der Fürst als „Schüler Machiavells“ – das ist eine Sprache, deren Unbotmäßigkeit gefährliche Folgen haben könnte, wenn sie wirklich so verstanden würde, wie sie es meint: der Fürst als räuberischer Monarch und Tyrann, der in seiner Gnade und Großmut das verschenkt, was er von seinen Untertanen zusammengerafft hat. Aber ein Fuchs sagt es, „brummt es in den Bart“; vielleicht nimmt diese Einkleidung etwas zurück von der direkten Schärfe; denn der hinterhältige Fuchs, der es nicht einmal laut zu sagen wagt, ist ja doch seit eh und je ein kaum verlässlicher und wenig vertrauenswürdiger Untertan.

Schubarts Landsmann und Zeitgenosse *Friedrich Schiller* war durch den gleichen Fürsten angereizt worden zu seinem Drama „Die Räuber“, dessen Motto vielsagend genug ist: In tyrannos – gegen die Tyrannen. Frage wäre: Wie würde der Löwe als König der Tiere sich ausnehmen im Werk Schillers?

Wenig bekannt, aber dessen ungeachtet höchst bedeutsam, ist eine Fabel in seinem zweiten Drama, in dem er Lessings und Schubarts Argwohn gegenüber dem Löwen zwar szenisch konkretisiert, aber gehindert durch seinen dramatischen Instinkt für Größe und Erhabenheit die fürstliche Aura nicht rational-satirisch auflöst. Als der junge 23jährige Dichter in Mannheim mit seinem „Räuber“-Drama seinen ersten Theatererfolg erlebt hatte, und als er neue Dramenpläne entwirft, faszinierte ihn die Figur des Fiesko zu Genua, der,

halb Verschwörer, halb Freiheitsheld, die Versuchung zur Macht mit seinem tragischen Untergang büßte. Schiller flicht in Fieskos machtpolitische Reden eine Fabel ein, die durch ihr demagogisches Pathos eine grandiose Intensität entfaltet und ihresgleichen sucht in der Geschichte der Rhetorik und Literatur:

„Fiesko (der sich niedersetzt): Genueser – Das Reich der Tiere kam einst in bürgerliche Gärung, Parteien schlugen mit Parteien, und ein Fleischerhund bemächtigte sich des Throns. Dieser, gewohnt, das Schlachtvieh an das Messer zu hetzen, hauste hündisch im Reich, klaffte, biß und nagte die Knochen seines Volks. Die Nation murrte, die Kühnsten traten zusammen, und erwürgten den fürstlichen Bullen. Jetzt ward ein Reichstag gehalten . . . Die Staatsgeschäfte teilten sich in mehrere Kammern. Wölfe besorgten die Finanzen, Füchse waren ihre Sekretäre. Tauben führten das Kriminalgericht, Tiger die gütlichen Vergleiche, Böcke schlichteten Heuratsprozesse. Soldaten waren die Hasen, Löwen und Elefant blieben bei der Bagage, der Esel war Gesandter des Reichs, und der Maulwurf Oberaufseher über die Verwaltung der Ämter. Genueser, was hofft ihr von dieser weisen Verteilung? Wen der Wolf nicht zerriß, den prellte der Fuchs. Wer diesem entrann, den tölpelte der Esel nieder. Tiger erwürgten die Unschuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Ämter niedergelegt wurden, fand sie der Maulwurf alle unsträflich verwaltet. – Die Tiere empörten sich. Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen sie einstimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat – und einem Oberhaupt huldigten alle – einem, Genueser – aber (indem er mit Hoheit unter sie tritt) es war der Löwe . . . Gehet heim. Denkt auf den Löwen.“¹⁰

Fieskos demagogische Rede gewinnt ihre Kraft der Verführung wohl aus den Vorbildern der Natur, aber in Wahrheit sind es die geläufigen menschlichen Vorstellungen, unter denen das Bild des Löwen eine besondere Faszination ausstrahlt: Seine Hoheit hat er nicht verloren; obwohl seine mörderische und räuberische Vergangenheit keineswegs vergessen ist, blendet er nun mit Hoheit und seine Stärke wird zur Hoffnung der Schwachen, die Not des Volkes zu lindern und einen neuen Staat zu errichten, in dem seine machtvolle Autorität die Garantie ist für Ruhe und Ordnung. Der Löwe wird der starke Freund des Volkes, der große Bruder des Volkes, der mächtige Vater des Volkes; und wenn man auch sehr wohl eingedenk ist seiner tödlichen Klauen und Zähne, so sollen nun die anderen davor zittern, die Feinde des Volkes. Fiesko legt mit dieser demagogischen Fabel seine Wahl zum Herrscher dem Volk in den Mund, und indem er die Leute heimschickt, darf er gewiß sein, daß sie keinen anderen küren werden als ihn, Fiesko: „Gehet heim. Denkt auf den Löwen.“

Schiller selbst aber blieb mißtrauisch gegenüber dem im Volk eingewurzelten Respekt vor der ordnungsstiftenden Kraft des Löwen, aus eigener Vergangenheit kannte er nicht nur den Mißbrauch fürstlicher Macht, bekannt war ihm auch aus der Gegenwart die gefährliche Handhabung usurpierter Gewalt durch den revoltierenden Bürger-Pöbel; berühmt bis zur Stunde sind die Verse aus seinem „Lied von der Glocke“: „Gefährlich ist's, den Leu zu wecken, / Verderblich ist des Tigers Zahn.“¹¹

Und Goethe? Goethe kannte die Fabeln vom Löwen, dem König der Tiere sicherlich seit seiner Kindheit, nicht zuletzt aus der Überlieferungsgeschichte

des Reineke Fuchs; die Löschpapierdrucke der Volksbücher hat er – wie er selbst bezeugt – auf dem Frankfurter Trödelmarkt stets wohlfeil erstanden¹². Als der sechzehnjährige Frankfurter in Leipzig zu studieren anfang, traf er dort noch den fünfundsechzigjährigen Literaturprofessor Johann Christoph Gottsched, der kaum mehr als zehn Jahre zuvor seine berühmt gewordene Übersetzung des niederdeutschen „Reinke de Vos“ hatte erscheinen lassen; es darf als sicher gelten, daß er die Übersetzung kannte, die er später als Vorlage benutzte für sein Hexameter-Epos „Reineke Fuchs“. Goethe kannte und schätzte übrigens die Reineke-Bilder des niederländischen Kupferstechers Allart van Everdingen aus dem siebzehnten Jahrhundert, die zu erwerben er stets bemüht war¹³. Es war ein besonderes Glück für ihn, daß er zusätzlich zu den schon in seinem Besitz befindlichen Everdingen-Stichen dessen Reineke-Originalabzüge just im Erscheinungsjahr seines „Reineke Fuchs“ erwerben konnte. Bezeichnend sein später Kommentar vom Jahr 1817 zu Everdingens Reineke-Bildern: „Ein heiterer Humor, eine heitere leidenschaftslose Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Tierische im Menschen hervorhebt, gemildert und für geistreiche Leser ein geschmackvoller Beigenuß bereitet wird.“

Goethe hatte wohl das „Tierische im Menschen“ zu erfahren gemeint, als Europa im Januar 1793 von der Nachricht aufgeschreckt wurde, die bürgerlichen Revolutionäre hätten den König von Frankreich Ludwig XVI. hingerichtet. Daß er unmittelbar darauf mit seinem „Reineke Fuchs“ begann, der in wenigen Wochen fast vollendet wurde, darf als Zeichen einer besonderen Anteilnahme an der Erschütterung der hierarchischen Ordnung gelten. Vom August bis Oktober des Vorjahrs hatte er als Begleiter seines Herzogs Karl August an der Campagne in Frankreich teilgenommen, deren Strategie, die militärische Niederwerfung der Revolution, so kläglich gescheitert war; kaum mit der größten Arbeit an seinem „Reineke“ fertig, beorderte ihn sein Herzog im Mai wieder zu sich nach Mainz, wo er mit der Besserung und Glättung der Hexameter begann; das Epos erschien im Jahr 1793.

Goethes poetische Zeichnung der königlichen Würde in der Hofhaltung König Nobels ist trotz des scheinbar karikaturistischen Strichs nicht ohne respektablen Ernst. Goethe hat bei der Bearbeitung der alten niederdeutschen Vulpiade zwar die Übersetzung Gottscheds zur Hand gehabt, an die er sich eng anlehnte, aber wie von seiner eigenen Hand gemalt, wirkt das den königlichen Hof schildernde Eingangsbild:

„Pfungsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
Übten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.
Nobel, der König, versammelt den Hof; und seine Vasallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen

Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
Lütke, der Kranich, und Markart, der Häher, und alle die Besten.
Denn der König gedenkt mit allen seinen Baronen
Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt sie berufen
Alle miteinander, so gut die Großen als Kleinen.
Niemand sollte fehlen!“¹⁴

Asops Fabel von der gemeinsamen Jagd mit dem König der Tiere und der Teilung der Beute ist nicht zufällig in zahlreichen Variationen überliefert. Als um die Wende zum vorigen Jahrhundert die Revolution in Frankreich über die Bühne gegangen und von den Fürsten Europas mit Empörung und Erschrecken wahrgenommen worden war, und als der Kanzler Österreichs, Fürst Metternich, auf dem Wiener Kongreß von 1815 die Heilige Allianz zwischen den Monarchien Europas stiftete, schrieb im Zaristischen Rußland *Iwan Andrejewitsch Krylow* die bekannte Fabel noch einmal. Der Titel lautet: Der Löwe als Jagdgenosse.

„Der Fuchs, der Wolf, der Leu, der Hund,
Die lebten alle vier
In einem und demselben Waldrevier,
Und schlossen miteinander einen Bund.
Sie kamen nämlich überein,
Gemeinschaftlich das Waidwerk zu betreiben,
Gemeinschaftlich sollt auch die Beute sein.
Nun traf es sich
Gar wunderbarlich,
Auch wüßt ich es nicht näher zu beschreiben,
Genug, es fing sich einen Hirsch der Fuchs.
Er schickt die Boten flugs,
Dem Pakt gemäß, an seine Kameraden,
Zur Teilung einzuladen.
Man stellt sich lüstern ein. Der Löwe reckt die Krallen,
Und sieht sich scharf ringsum:
,Vier wären wir‘, spricht er, ,ihr Freunde und Vasallen;
Den Hirsch zerreiß ich in vier Stücke drum.
Und jetzt zur Teilung. Dies hier ist mein Teil
Laut dem Vertrage:
Das zweite eignet mir, als Löwen ohne Frage;
Das da ist mein, derweil
Ich hier der Stärkste, und – bei meiner Tatze!
Wer nur die Pfote bringt ans vierte Teil,
Der kommt lebendig nicht vom Platze!“¹⁵

Aber die Heilige Allianz war noch mächtig genug, den Respekt vor Europas Zaren, Kaisern und Königen zu gewährleisten; obwohl in der Zeit permanenter bürgerlicher Revolutionen die europäische Intelligenz zur spöttelnden Satire nur allzu bereit war, war sie doch zugleich genötigt, sich durch poetische Maske und Mimikry zu verbergen vor den Spitzeln und Schergen der Regierungen.

In der Donau-Monarchie Österreich-Ungarn residierte Kaiser Ferdinand I., aber es regierte immer noch sein Kanzler Fürst Metternich, als im März 1848 das Volk in Wien unruhig wurde und auf die Barrikaden ging. Der Adel schaute abwartend zu, und obwohl er weder eine Volks- noch eine Bürger-Herrschaft wollte, sympathisierte er mit der liberalen Partei. Anton Alexander Graf Auersperg hat unter dem bürgerlichen Schriftstellernamen Anastasius Gruen gleicherweise seine Angst vor dem Pöbel wie seine Bewunderung des liberalen Bürgertums bekundet.

Einen Schritt weiter ging sein Schriftstellerfreund *Eduard von Bauernfeld*, damals ein geachteter und viel gelesener Dichter. Er engagierte sich in Wien politisch so entschieden, daß er erkrankte; als er sich in Graz von seinem aufreibenden politischen Engagement erholte, schrieb er seine Aristophanische Komödie: „Die Republik der Tiere“. Der Inhalt ist die Wiener März-Revolution und die Vision von ihrem beschämenden Ende: Das Königtum ist erschüttert, und König Leo dankt in der Tat ab; die adeligen Tiere wie Tiger und Panther, Hyäne und Fuchs ziehen sich abwartend auf ihre Schlösser zurück, während die Tier-Volksvertreter wie Nachtigall und Wiedehopf, Goldkäfer, Hase und Frosch die Staatsgeschäfte übernehmen. Dem abgedankten König fällt es schwer, aus seiner althergebrachten Königsrolle auszusteigen; der Nachtigall, der Poetin der Nacht und dem nunmehrigen „Volks-Premier“, klagt er mit sentimentalischem Ernst und unfreiwilliger Selbst-Ironie sein königliches Leid:

„Gott schafft die Könige, so wie die Dichter;
Das Große und das Hohe stammt von Gott,
Und wer es in sich fühlt, der theilt der Menge
Von seinem süßen Überflusse mit,
Wie Moses, Christus oder Mohamet.
Ihr wollt kein Königtum? . . .

Laßt die Welt noch um ein hundert Jährchen älter werden, dann wollen wir von einer Republik sprechen – wie? – Liebe Kinder, seid gut, seid klug – laßt mich noch ein Weilchen Euren König sein. Seht, wie lange kann ich's machen? Ich bin alt und schwach – aber ich bin ein König – ich will es sein – ich muß es sein – ich habe nichts Anderes gelernt.“¹⁶

Bauernfelds Fabel-Spiel, das noch im gleichen Jahr erschien, ist zwar ein mutiges Dokument seiner Zeit und ein heller Spiegel politischen Scharfblicks: König Leo bzw. Ferdinand dankte noch im Dezember des Revolutionsjahrs wirklich ab – aber unter dem Schutz des Militärs und mit Unterstützung des mächtigen Nachbarn Rußland und Preußen bestieg sein Neffe Franz Josef den Thron und behielt die Herrschaft bis zu seinem Tod im Jahre 1916 fest in der Hand.

Es ist die Zeit der Könige nicht mehr

Friedrich Hölderlin hatte auf der Schwelle zum vorigen Jahrhundert seinen Seher Empedokles die prophetischen Worte sprechen lassen: „Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr.“¹⁷ *Friedrich Nietzsche* ließ am Ende des Jahrhunderts seinen Zarathustra diesen Satz wiederholen: „Es ist die Zeit der Könige nicht mehr.“¹⁸ Beide Dicta klingen eigentümlich sentimentalisch, so, als sei die Zeit der Könige „leider“ vorbei. Bezeichnenderweise geht der Satz bei Nietzsche weiter: „Was sich heute Volk heißt, verdient keine Könige.“

Beide Dicta werden zwar in ein Jahrhundert hineingesprochen, das voller Könige und Kaiser ist, aber nicht wenige von den Majestäten haben ihren letzten Auftritt: Napoleon Bonaparte war im Jahr 1815 aus Versailles verbannt worden und starb 1821 auf Sankt Helena; der wieder auf den Thron gesetzte Bourbone Karl X. wurde im Jahr 1830 durch Louis Philippe von Orléans abgelöst, dieser im Jahr 1848 vom Neffen des großen Bonaparte, von Napoleon III., den Bismarck im Jahr 1871 in Versailles zum Rücktritt zwang, als er dort den preußischen König zum deutschen Kaiser krönte; im Jahr 1914 wurde der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand bei Sarajevo ermordet, während des folgenden Weltkriegs starb in Wien Franz Josef, und an seinem Ende verloren drei andere Kaiser von Gottes Gnaden Krone und Thron: im Jahr 1917 stürzte in Rußland die kommunistische Revolution den letzten Zaren Nikolaus Alexandrowitsch; abermals ein Jahr später dankte Kaiser Karl von Österreich-Ungarn ab und zugleich mit ihm Kaiser Wilhelm II. von Deutschland.

Die restaurative Königs- und Kaiserzeit war zu Ende gegangen, obwohl sie sich mit strengen Gesetzen abgesichert hatte: das zwar seit der römischen Kaiserzeit bekannte, aber in der europäischen Königs- und Kaiserzeit des vorigen Jahrhunderts hart praktizierte Gesetz der Majestätsbeleidigung hatte lange Zeit ohne Pardon die unbotmäßige Königssatire geahndet und beargwöhnte sogar die Fabel vom Löwen; mancher namhafte Dichter hatte empfindlich die Strenge des Gesetzes erfahren, ehe es endlich mit dem Kaisertum in Deutschland abgedankt wurde.

Die Geschichte der Fabel vom Löwen ist ein nicht wenig erregender Fürsten- und Königs-Spiegel, und selbstverständlich ruft er die Frage wach nach der Königs- und Kaiser-Geschichte der jüngsten Gegenwart; aber warum noch der Hinweis auf die abgesetzten Kaiser Haile Selassie, Schah Reza Pahlevi und Bokassa, es genügt zu wissen, daß in Deutschland ein Paragraph des Strafgesetzbuchs (§ 9) die „Verunglimpfung des Bundespräsidenten“ zwar mit Strafe nicht unter drei Monaten belegt, daß aber das Bild des Löwen als König der Tiere sich anachronistisch ausnehmen würde in einer heutigen Fabel – oder nicht? Der Löwe hat doch endgültig seine königliche Aura verloren; gewiß, es gibt ihn

noch, den König, aber sein königliches Amt hat er nicht kraft seiner Klauen und Zähne, sondern von Gnaden des Volkes, das ihm nun seine streng bemessene Rolle zuweist; der einst absolute Monarch hat aufgehört, der allmächtige Herrscher zu sein, er ist nur mehr der gepöppelte Repräsentant einer künstlich gepflegten Tradition. *Helmut Arntzens* kurze Fabel sagt es anschaulicher:

„Der Löwe trat morgens vor seine Höhle und brüllte. Nicht so laut, Sire, rief ein Affe. Sie sollten früher aufstehen, bemerkte ein Esel, der in der Nähe war. Und nicht so drastisch riechen. Wie, brüllte der Löwe, bin ich nicht mehr König der Tiere? Schon, sagte der Affe, aber als konstitutioneller Monarch einer parlamentarischen Demokratie.“¹⁸

Der Löwe also als „konstitutioneller Monarch in einer parlamentarischen Demokratie“ – an diese Rolle darf ihn heute jeder Affe erinnern und über seinen aufdringlichen riechenden Flair mokiert sich sogar der Esel; und daß sie ungestraft so mutig sein dürfen, berechtigt zu der Mutmaßung, sie gehören gar zu den immunen Volksvertretern im Parlament.

ANMERKUNGEN

¹ Aesopische Fabeln, hrsg. v. A. Hausrath (München 1944) 45.

² Ebd. 62–65.

³ Der lat. Satz lautet vollständig: Ex ungue leonem pingere – nach der Klaue des Löwen malen. Plutarch „De defectu oraculorum“ führt den Satz auf Alkaios (600 v. Chr.), Lukian „Hermotimus“ auf Phidias (500 v. Chr.) zurück.

⁴ Hausrath, 35–37.

⁵ Hrsg. v. F. Marx (Leipzig 1904/05) 988 f.: „Quia me vestigia terrent omnia adversum spectantia, nulla retrorsum.“

⁶ Martin Luthers Fabeln, hrsg. v. W. Steinberg (Halle 1961) 44 f. Orthographie modernisiert vom Verf.

⁷ J. L. Gleim, Fabeln (Berlin 1757/58) T. 1, 9.

⁸ Schriften, hrsg. v. K. Lachmann (Stuttgart 1886 ff.) Bd. 7, 443; Bd. 1, 209.

⁹ Werke, hrsg. v. U. Wertheim u. H. Böhn (Berlin 1965) 262.

¹⁰ Werke, hrsg. v. G. Fricke u. G. Göpfert (München 1958) Bd. 1, 680 f.

¹¹ Ebd. Bd. 4, 282.

¹² Hamburger Ausgabe (HA) Bd. 9, 36. ¹³ HA Briefe, Bd. 1, 421.

¹⁴ HA, Bd. 2, 285. ¹⁵ Steinberg, a. a. O. 48 f.

¹⁶ Ges. Schriften (Wien 1872) Bd. 6, 19–20.

¹⁷ Werke, hrsg. v. F. Beissner (Stuttgart 1961) Bd. 4, 62.

¹⁸ Werke, hrsg. v. K. Schlechta (München 1955) Bd. 2, 456.